Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 26

Artikel: Brief vom Stadt-Stöffel
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646848

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern — Ja und Nein . . .

„Was ist in Bern das Schönste? Und was möchten Sie an Bern ändern?" fragte mich jüngst einer. Die erste Frage wurde mir schon einmal gestellt: als ich in die dritte Klasse ging. Damals antwortete ich prompt: „Das Schönste war der Bärenmutz-Lebkuchen — ich durfte ihn auch gleich anbeißen . . ."

Heute bringt mich dieselbe Frage in Verlegenheit und zwar derart, daß ich Bleistift kaue. Und — unter uns — schon wollte ich feige zu Gonzague de Reynold flüchten . . . Nun, ich unterließ es dann, seine Ansicht zur meinen zu machen — weil ich seine Schrift „Vom Geist und Wesen Berns" trotz maulwurfartigen Wühlens unter meinen Büchern nicht finden konnte. So stehe ich also auf eigenen, wenn auch etwas schwabbligen Beinen, denn indem ich erwäge, was wohl das Schönste in Bern sei, schwanke ich unschlüssig zwischen dem Münster, dem Zytglogge und einem alten, würdigen Eckhaus hin und her. —

Vor langer, langer Zeit hatte einer dieselbe Qual der Wahl: Paris aber, der Undiplomatische, gab der Einen von den drei Schönen den Apfel und lud den Zorn der zwei andern auf sein Haupt. Ich jedoch esse den Apfel — denn meiner ist nicht aus Gold, sondern rotbacken — während ich zum Rosengarten hinaufsteige . . .

Und dann schaue ich zwischen Baumriesen hindurch auf die Stadt hinunter. Umschlungen vom grünen Band der Aare, liegt sie geruhsam und doch voll verhaltenen Lebens zu meinen Füßen. Wie treu zusammenstehende Bürger einigen sich die Häuser zu behäbigen Gassen. Und man fühlt Ehrfurcht vor dem planmäßigen Städtebauen derer, die vor uns waren . . . Eben blinken die ersten Lichter auf — leuchten wie freundliche Augen. Und die Spitze des ranken Münsterturms hebt sich wie Filigran vom schimmernden Abendhimmel ab . . .

Da weiß ich mit einemmal, daß für mich die Aussichtswarte des Rosengartens das Schönste von Bern ist.

* * *

Und was ich an Bern ändern möchte? Eigentlich bis dahin nichts! Aber sich die Gelegenheit, einmal auf Wunsch nörgeln zu dürfen, entwischen zu lassen, wäre sträflich. So bummelte ich, von Kopf bis Fuß auf Kritik eingestellt, die Stadt hinunter — am Käfigturm, am Zytglogge vorbei . . . Aber wahrhaftig: der Nörgler hat hier nichts zu lachen. Höchstens kann er, über sich hinauswachsend, beifällig nicken.

Doch dann verläßt er die Altstadt, um sich in den Außenquartieren zu ergehen. Er wandert an Bauten aus der Zeit der Jahrhundertwende vorbei, über die er hier den Mantel christlicher Nächstenliebe deckt. Aber einige dieser Häuser verdienen ihn nicht, den barmherzigen Mantel: sie sind richtige Vorkriegsschrecke. Nein, der Baumeister, der sie schuf, konnte kein Gewissen haben! Sehen Sie sich, bitte, jenes Haus an: es wimmelt nur so von altdeutschen Türmchen und Erkern. Und (da sich Stile nicht beißen) umrahmte der Architekt die Fenster mit würdigen Renaissance-Halbpfeilern, setzte irgendwo beim Dach oben husch, husch eine byzantinische Kuppel hin . . . Und überdies wartet dem Beschauer dort oben noch eine Ueberraschung: zierliche maurische Säulenbogen! Wisse aber, geneigter Leser: dies Haus entwindet sich dem Gefüge der Mittel und Zwecke, denn: es dient nicht als Anschauungsobjekt für Schüler der Kunstgeschichte, sondern in seinen obern Stockwerken hausen schlichte Bürger und unten wird Käse verkauft . . . (Käseduft in Ehren, aber er soll nicht maurische Säulen umsäuseln!)

Solche Bauten sind Berns nicht würdig. Wenngleich sie in Außenquartieren stehen, die meist — wie Vorstädte — ohne Charakter sind, so zählen sie doch zu Bern und — noblesse oblige! Diese Ausgeburten der Architektur sollten von ihrem grotesken baulichen Drum und Dran befreit werden. Viele von ihnen haben ja bereits den Gnadenstoß erhalten. An ihrer Stelle wuchsen sachliche moderne Zweckbauten aus dem Boden — man schilt sie häufig nüchtern; aber sie wollen wenigstens in ihrer ehrlichen, unsentimentalen Bauweise nicht etwas scheinen, das sie nicht sind, nicht zu sein vermögen . . . Gerda Meyer.

Brief vom Stadt-Stöffel

Laternengäßli, am 24. Brachtsmonat.

Morgenbericht an die hochzu verehrende Redakzion!

Ihr habt eine gute Nase gehabt mich zur Berichterstattigung an sich zu ziehen, denn es können sich nicht manche Bärner rühmen so viel Blut in den Adern zu haben wie es bei Loupen floß. Ich habe seit däm Sie mir den Auftrag übergäben meine Fädere gespreitzt gehalten und wärde sie füren wie es sich einer so wohledleren Sache gebührend geziemt. Mit großem, verwägenem Stolz schaue ich seithär auf mich herab weil ich berufen wurde einmal an der Literatur mitzu würken, was schon lange mein sehnlichster Wunsch war.

Der Kanonendonner ist mir im Bett entgangen, weil das Allkofenzimmer wo ich wohne keine Fensteröffnung hat, aber meine Logisfrou, die Frau Chüderli hat mich gli drufaben geweckt, da sie sich zu fürchten forgab, was aber nur so ein Forwand ist von Ihr. Meine Tagesleistung hat mit der unangenemen Verspätung keine Einbuße erlitten, denn ich habe mir am Freitag den Kopf angefüllt mit Vorherarbeit so, daß ich jetzt gewissermaßen nur von mir zu geben brauche. Zuallererst habe ich mich in einem wohl abgewogenen Morgenstadt Spaziergang ergangen und habe mir die Fahnen, Flacken und Straßenwindpel angesehen. Das hat meinem farbenfrohen Auge ins Härz gegriffen. Daran konnte ich auch wieder für einmal erkännen, daß die äußeren Quarttiere nicht zu der rächten Stadt Bärn gehören, denn Sie haben nichts gethan mit den Fanen das zu Ihrer Ehre hätte bei tragen können und sie hätten es doch auch bitter nötig.

Laut Programm ging ich nun auf den Münsterplatz um den vorliegenden Bericht zumachen von dem Zug der Ehrengäste. Mit Seilinen haben die Pfader das Bublikum an die Wände gedrängt, damit man eine schöne Uebersicht auf die Regierung habe. Aber lange vorher kamen ganz allein ein Zug Polizei um sich vor dem Rudolfvonerlachdänkmahl fotographieren zulassen. Ein Heer im Zihlinderhut und zwei andere in gewönlichen Kleideren hatten eine Ledermappe um die Meldung entgegen zunehmen die der Ahnführer von der Polizei dem Herr im Zihlinder gebrungen hat. Es kam dann lange Nichtsmehr, nur die Löite gingen ins Münster. Zwischen hinein mußte ich stark schwizen, denn eine feschte Dame drängte sich von hinten an mich heran, sodas ich beide Beine spreizen mußte um diesen Gegenstand zu halten, denn vor mir stand ein schönes wohlan rüchiges Fröilein, das nicht leiden mochte wen ich ansie kam und mir fort während wüste Blicke gab, mit denen ich mich wohl hätte endfernen sollen, aber ich habe gedacht, das ist ein

Pflaster meiner Vaterstadt auf dem Du wohl Anrecht hast standhaft zu bleiben.

Als der Zug mit den Ehrengästen kommt, war Alles ganz still, nur die Glocken löiteten mit aller Macht am Münster. Vor der Regierung kahm die Polizeigewallt, wie es sich gehört in einem verordneten Staats Wäsen. Was dann folgte kann man im Programm nachläsen, was mir meine müh sälige Arbeit ferkürtzt. Einen Großen Eindruck machte mir das Publikum auf die Füße sonst hat Es sich wie ein Forbild benommen.

Am meisten auf gefallen sind mir noch die Weibel in ihren prächtigen Belerinen, die meine Aufmerksamckeit stark heraus gefordert haben. Ich habe nichts gewußt, daß es so schöne Posten gibt in der Regierung, das mir die erschtrebenswerteste Stelle unseres herrlichen Vaterlandes zu scheinen ist. Es scheint aber under den Weiblen auch ferschiedene Kathegorien zu geben, denn der unsere, der mir persöhnlich so auffetzig ist und den ich immer zu vermeiden suche, war nicht da bei, was ich Ihm wohl vergönnen mochte und was mich bis ins innerste Härz gefröit hat.

Die Pferde gingen dann mit der Polizei nebenaus obschon ihnen der Heer mit dem Zihlinderhut immer winkte was sie nicht verstehen konnten. Dann wikelte sich das Programm weiterab ins Münster. Jeder Weibel trug an einem Stäken den Regierungsapfel aus den Kantönen, das ist das Sinnbohl der Macht. Die Fahnen der Zünfte kamen noch vor der Uniwersität, was mich persöhnlich einwenig ein Tünkel dünkte, aber es ist gut, daß die Weisheit in den ganzen Zug verteilt war. Für den ganzen Zug waren nur drei Frauen forgesehen und ich habe Sie alle gesehen; zwei dafon mußten sogahr Fahnen tragen, was mich persöhnlich nicht ganz gerecht gedünkt hat, aber ich kann mich auch iren.

Als alle ins Münster eingetreten wahren wurden die Glokken stumm und ich kam mir mit dem ganzen Publikum wie ein Ausgestoßener vor. Aber ich wurde bald gewahr, daß das Münster für den neuzeitlichen Menschen keine Mauren hat, denn bald erthönte durch den Lautsprecher ein Chorahl für die ausstehende Festgemeinde auf dem Münsterplatz und sofort flogen die Hüthe der Heeren ab den Köpfen. Da haben mich die Bärner mit Stolz und Ehrfurcht erfüllt mit Ihrem frommen Wäsen und Eigenart. Mit großer Andacht hingen die Härzen fortwährend an dem Lautsprächer um alles in sich aufzunehmen was da Herrliches herauskam.

Zwischendurch mußte ich mich entfernen um meine Einköife zumachen, sonst hätte ich dann keine Serwelah und kein Broth zum Mittag gehabt und ich nahm mir vor, mich für den heerlichen Nachmittag fest zustärken.

Mit vorgezogener Hochachtung öier

Stadt-Stöffel, Zunftnieser und Garnwickler.

Heinrich Leuthold

1827—1879

Am 1. Juli werden es 50 Jahre sein seit dem Tode Heinrich Leutholds, der, mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die beide seinen Sarg auf die Rehalp geleiteten, wohl als der dritte der großen Schweizer Dichter in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts bezeichnet werden darf. Wenn auch das Werk der beiden ersten ein höheres und umfassenderes ist, so können wir doch, die wir sein „Lied mit dem tönenden Reim" lieben, in seiner Lyrik dauernde Werte erkennen, die uns erlauben, ihn dort anzureihen. Leuthold ist 1827 in Wetzikon im Kanton Zürich in ärmlichen, ja elenden Verhältnissen geboren, und hat sich aus eigener Kraft bis zum Besuch der drei deutschschweizerischen Universitäten emporgearbeitet, jedoch ohne seine Studien zu irgendeinem Abschluß zu bringen. In pädagogischer Stellung wanderte er ruhelos aus der engeren Heimat ins Welschland, nach Südfrankreich und Italien. Im Süden findet er die ihm gemäße Lebensluft, hier reift seine seit frühen Jahren gepflegte Dichtung zur Fülle. Später geht er nach München, wo er im dortigen Dichterkreis hauptsächlich mit Heyse und Geibel verkehrt, muß aber den Nahrungserwerb durch journalistische Tätigkeit seinen Neigungen vorstellen. Daß er ob allen Fernseins sein Vaterland innig liebte, zeigen die beiden wohlbekannten Lieder „Heimweh" und „Heimkehr", die beide noch viel gesungen werden. Leuthold ist zur Hauptsache reiner Lyriker. Und da sein Leben nicht nur ein reich bewegtes, sondern auch unglückliches, und nach seinem eigenen Empfinden ein verfehltes war, so ist auch die Schwermut der Grundzug seiner Dichtung. Wohl rafft er sich zuweilen zu einem frischen und munteren Liede auf, aber die ergreifendsten Worte hat er für die sehnsüchtigen gefunden.

Durch alle Wechselfälle seines Lebens, durch alle Zerrissenheit, Trost- und Ziellosigkeit galt seine größte Liebe der Schönheit, der er schon als Knabe huldigte. Er ist ihr treu geblieben bis in die Tage des Irrsinns, in dem er schließlich endigte. Seine Kunst ist ganz nur Schönheitsdienst. Mit rastlosem Eifer hat er seine Verse gefeilt und geschliffen bis sie seinen letzten Ansprüchen genügten. Ihm war die Form nichts Aeußeres, sondern wie jedem großen Künstler ein Wesentliches, durch das das Werk als Gestaltung des Erlebten, gebändigt und geläutert, erst als reine Schönheit in Erscheinung tritt.

Um seines großen Formtalentes willen ist sein Wert als Dichter oft bestritten worden und seine Gegner wollten einen bloßen Nachahmer und Techniker in ihm sehen. Wer aber tiefer hinhört, wird den einfachen Ton der zum Herzen spricht herausfühlen und erkennen, daß die vollgültige Gestaltung eigenen Erlebens seiner Poesie bleibenden Wert gibt. Mögen auch Anklänge an Vorgänger da sein, wie sie sich wohl bei den meisten Lyrikern mehr oder weniger finden, sie vermögen doch seinen Versen nichts an innerer Wahrheit und äußerer Schönheit zu nehmen.

Lebendig leuchtet Leutholds Kunst in seinen besten Gesängen, — denn Lieder sind die meisten, auch wenn sie nicht vertont wurden. Als Sänger der schwermütigen Sehnsucht und wehen Schönheit darf er sich unter die besten stellen; nur wenige haben es in deutscher Zunge ihm gleich getan. Durch Weichheit und Fülle des Klanges zu schmeicheln, zu beglücken, zu berauschen, versteht kaum ein zweiter Dichter unseres Sprachkreises in so hohem Maße. W.